

KARL MAY



DIE LIEBE DES ULANEN V
Durch Kampf zum Sieg

Weltbild

Die Liebe des Ulanen

Roman aus der Zeit
des Deutsch-Französischen Krieges

von

Karl May

Band V

Weltbild

Diese Ausgabe erscheint unter Zugrundelegung der 1901
im Verlag H. G. Münchmeyer, Dresden-Niedersedlitz,
herausgegebenen Buchfassung mit den Einzeltiteln der Buchausgabe
von 1905 in modernisierter Rechtschreibung.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.sammler-editionen.de

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild Sammler-Editionen
erschienenen Print-Ausgabe
Copyright © 2012 by Weltbild Sammler-Editionen
in der Verlagsgruppe Weltbild GmbH,
Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Kolorierung der historischen Illustrationen:
Sascha Wullemet, München
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München,
unter Verwendung einer kolorierten Originalillustration
E-Book-Produktion: Uhl + Massopust, Aalen
ISBN 978-3-95569-976-5

Durch Kampf zum Sieg

Roman
von

Karl May

Band V des Romans
»Die Liebe des Ulanen«

Weltbild

1. Kapitel



ritz begleitete die beiden Schwestern bis in die Nähe des Schlosses zurück und begab sich dann nach dem Waldloch, wo er sich zunächst überzeugte, dass er nicht beobachtet werde. Zur angegebenen Zeit stellte sich Müller ein.

»Sind wir hier sicher?«, fragte er.

»Es ist niemand in der Nähe.«

»So wollen wir den Eingang öffnen.«

»Der Amerikaner ist also wirklich verschwunden?«

»Ja. Wir müssen sehen, ob er hier vielleicht in eine Falle geraten ist.«

»Dann können wir auch gleich nach einem zweiten sehen, Herr Doktor.«

»Was meinst du?«

»Sie sprachen unlängst von einem Keller des Mittelpunktes, wenn ich mich nicht irre?«

»Ja. Ich vermutete meinen Vater dort.«

»Wir fanden diesen Keller aber nicht. Heute während der Nacht nun ist mir ein

Gedanke gekommen ...«

»... den ich errate. Es wird ganz der meinige sein. Du hast an Schneffke gedacht?«

»Ja.«

»Er befand sich in einem Lokal, in welchem wir noch nicht gewesen waren.«

»Und dieses Lokal lag nicht weit vom Mittelpunkt.«

»Richtig! Und aus dem Raum, in welchem der Maler steckte, führte eine Tür weiter.«

»Wohin mag sie gehen?«

»Wir werden es heute sehen. Gestern abend gab es keine Zeit zu dieser

Untersuchung.«

»Waren Sie noch im Steinbruch?«

»Ja. Es war eigentlich nicht notwendig. Ich habe nichts Neues gehört. Aber meine Vermutung über die Richtung des Ganges hat sich bestätigt. Dieser Letztere ist nur an seinem Ausgang in den Steinbruch zugeschüttet. Räumt man den Schutt hinweg, so steht der Eintritt offen. Jetzt aber komm. Wir wollen beginnen.«

»Aber der Alte?«

»Ich fürchte ihn nicht.«

»Das weiß ich. Besser aber ist es doch auf alle Fälle, dass er uns nicht überrascht. Wie mag er sich das Verschwinden des Malers erklären?«

»Überlassen wir ihm dies selbst. Komm.«

Sie zogen den Stein hinweg, krochen in die Öffnung und schlossen diese dann von innen. Auf dieselbe Weise gelangten sie dann auch in den Gang. Dort angekommen, brannte Müller seine Laterne an.

Nun suchten sie das Gewölbe auf, in welchem gestern Herr Hieronymus Aurelius Schneffke gesteckt hatte. Alle Türen, welche sie öffneten, verschlossen sie hinter sich

wieder.

An Ort und Stelle angekommen, schloss Müller die zweite Tür auf, welche er gestern bemerkt hatte. Diese führte in eine runde Halle, welche vollständig leer war und keine andere, zweite Tür besaß. Aber gerade in der Mitte ging ein ungefähr sechs Fuß im Durchmesser haltendes Loch in die Tiefe hinab.

»Was mag das sein?«, fragte Müller.

»Ein Brunnen vielleicht.«

»Möglich. Aber man erkennt keine Spur irgendeiner Vorrichtung, wie sie bei Brunnen gewöhnlich sind. Dieses Loch kommt mir verdächtig vor.«

»Ob es tief sein mag?«

»Wollen sehen.«

Er suchte nach einem Stein, um ihn hinabzuwerfen, doch war nicht das kleinste Steinchen zu sehen.

»Ich habe Siegelack einstecken«, bemerkte Fritz.

»Schön. Brich ein Stück davon ab.«

Sie ließen das Stückchen hinabfallen und horchten. Es dauerte mehrere Sekunden, ehe sie einen leisen Ton vernahmen. Der Brunnen war ungewöhnlich tief.

»Hast du den Schall richtig gehört?«, fragte Müller.

»So ziemlich.«

»Klang es nach Wasser?«

»Ja. Auf festen Grund ist der Siegelack nicht gefallen.«

»Das denke ich auch. Wollen eine zweite Probe machen.«

Er nahm die sämtlichen Streichhölzchen, welche er bei sich trug, brannte sie an und warf sie hinab. Die schwefelige Flamme sank ziemlich schnell zur Tiefe und verlöschte unten so schnell, dass mit Gewissheit auf Wasser zu schließen war.

»So ist es also vergebens«, sagte Müller. »Es ist ein Brunnen, weiter nichts, kein Schacht, wie ich erst dachte. Wir wollen aber nichts unversucht lassen und noch an die Wände klopfen.«

Auch das führte zu nichts. Die Mauern waren rundum massiv, natürlich mit Ausnahme der Tür, durch welche sie beide gekommen waren.

»Also wieder hinaus. Suchen wir nun den Amerikaner.«

»Aber wo? Diese unterirdischen Gänge sind so ausgedehnt, dass man tagelang vergebens suchen kann.«

»Ich habe eine Vermutung. Da vorn, wo wir den Alten mit Rallion belauschten, scheint der Gefängnisraum zu sein. Wollen zuerst dort nachsuchen.«

Sie bogen von diesem jetzigen Gang nach links ab, welcher in der Richtung nach dem Schloss führte. Sie erreichten die wohlbekannte Tür und den Keller, in welchem die Kisten standen. Hier blieben sie zunächst stehen, um zu lauschen. Es war nichts zu hören. Dennoch aber begaben sie sich nach dem Hintergrund, wo Müller an die Tür klopfte.

»Ist jemand da drin?«, fragte er.

Keine Antwort.

»Steckt jemand hinter dieser Tür?« wiederholte er.

Da war es, als ob ein Räuspern zu vernehmen sei.

»Warum wird nicht geantwortet?«

Abermals dasselbe Räuspern, aber keine Antwort.

»Es steckt jemand drinnen, unbedingt«, sagte Fritz. »Aber warum antwortet man nicht?«

»Werden es gleich erfahren.«

Müller schob die Riegel zurück und öffnete. Er ließ den Schein der kleinen Laterne auf den Boden fallen, wo eine Gestalt zusammengekrümmt lag.

»Warum antworten Sie nicht?«, fragte er.

Beim Klang dieser Stimme sprang der Bewohner dieses Loches blitzschnell empor.

»Höre ich recht?«, fragte er. »Sie, Herr Doktor?«

»Ja.«

»Ich dachte, der Kapitän sei es; darum antwortete ich nicht.«

»Ach so. Aber Master Deephill, wie kommen Sie in diese schauerhafte Lage?«

»Der alte Teufel hat mich in die Falle gelockt. Wie aber kommen Sie hinter seine Schliche und dann hierher, mir zu öffnen?«

»Davon nachher. Jetzt treten Sie zunächst heraus. So. Schieben wir die Riegel wieder vor. Setzen Sie sich auf diese Kiste, und erzählen Sie uns, wie es der Alte angefangen hat, Sie herabzulocken!«

»Zunächst die Frage: Kennen Sie diese Räumlichkeiten alle? Und auch den Zweck, zu welchem sie gebraucht werden?«

»Sehr genau.«

»Gut, so werde ich keine Sünde begehen, wenn ich davon spreche.«

Er erzählte nun, wie er gestern dem Alten im Wald begegnet sei und was darauf alles geschehen war. Als er zu Ende war, fragte er dann:

»Welchem Umstand habe ich aber diese unerwartete Befreiung zu verdanken?«

Müller klärte ihn darüber auf und erkundigte sich dann angelegentlichst:

»Was werden Sie nun tun, Master?«

»Ich gehe natürlich direkt von hier aus zum Staatsprokurator, um diesen Satan in Ketten schlagen zu lassen.«

»Vielleicht tun Sie das doch nicht.«

»Nicht?«, stieß der Amerikaner hervor. »Halten Sie mich für wahnsinnig? Soll ich so einen Teufel etwa noch gar eine öffentliche Belobung zuteil werden lassen?«

»Das nicht. Aber ich werde Sie bitten, die Anzeige aus Rücksicht auf mich zu unterlassen.«

»Jede Bitte will ich Ihnen erfüllen, jede, jede, diese eine nicht. Er hätte mich verschmachten lassen, aber selbst die Qualen einer Hölle hätten mich nicht zwingen können, ihn in den Besitz der verlangten Summe zu bringen.«

»So werde ich Ihnen die Gründe mitteilen, welche mich zu meiner Bitte bewegen.

Diese werden Sie wenigstens anhören.«

»Das kann ich Ihnen nicht versagen.«

»Ich danke. Sie ahnen nicht, was ich in diesem Augenblick wage, Monsieur. Ich spiele va banque, aber ich weiß, dass Sie ein Ehrenmann sind, der mein Vertrauen nicht zu missbrauchen vermag. Sie sind ein Franzose und lieben Ihr Volk und Ihr Vaterland?«

»Ich liebe mein Vaterland, aber die Erfahrungen, welche ich gegenwärtig mache, sind nicht geeignet, mich an meine Landsleute zu ketten.«

»Sie haben gesagt, dass Sie die Deutschen hassen?«

»Zu wem?«

»Zu diesem da.«

Er ließ den Lichtschein auf Fritzens Gesicht fallen.

»Ah, der Pflanzensammler«, sagte der Amerikaner erstaunt. »Sie, Sie kommen, mich zu befreien?«

»Warum soll er das nicht? Er wird noch mehr für Sie tun, wie Sie bald erfahren werden. Lernen Sie erst die Deutschen kennen. Auch ich bin einer!«

»Auch Sie?«, fragte Deephill, indem er einen Schritt zurück trat. »Wirklich, auch Sie?«

»Ja. Sie verzeihen, dass ich Ihnen das nicht früher sagte. Die Umstände gestatteten das nicht.«

»Aber, mein Gott, diese Dame, Miss Harriet de Lissa?«

»Ist meine Schwester!«

»Also auch eine Deutsche?«

»Ja.«

»Was höre ich da! Das ist ja ..., ah!«

Er holte tief, tief Atem. Wäre es heller gewesen, hätte man sehen können, dass beinahe Totenblässe sein Angesicht bedeckte. Müller legte ihm beruhigend die Hand auf die Achsel und sagte:

»Bitte, urteilen Sie nicht jetzt, sondern nachher. Fritz, geh vor an die Tür und pass auf, dass wir nicht überrascht werden. Hörst du Schritte, so kommst du sofort zurück.«

»Ein Deutscher! Ein Deutscher!«, wiederholte Deephill. »Und das sagen Sie mir hier, hier an diesem Ort, an welchem Ihre Feinde den Tod, welcher Ihr Volk treffen soll, in solcher Ausdehnung vorbereiten. Wenn das der alte Kapitän wüsste.«

»Nur Gott lenkt die Geschicke der Völker; den Kapitän fürchten wir nicht. Bitte setzen Sie sich mir gegenüber, und hören Sie mir zu.«

Der Amerikaner setzte sich, und Müller begann mit halblauter Stimme zu erzählen von seinem Großvater Hugo und seiner Großmutter Margot. Er erzählte weiter und weiter, alles was seine Familie erlitten und erduldet hatte. Er nannte den Namen Königsau nicht, aber den Namen des Kapitäns nannte er.

Deephill hörte wortlos zu, und selbst als die Erzählung zu Ende war, schwieg er noch eine ganze Weile; dann sagte er leise vor sich hin:

»Schrecklich. Kann es wirklich solche Menschen geben?«

»Gewiss. Sie haben das ja an sich selbst erfahren.«

»Ich?«

»Ja. Hat man nicht ein heißgeliebtes Weib und zwei herzige Kinder von Ihrer Brust gerissen? Der das tat, war ein Franzose, Ihr eigener Vater, und Ihr Weib, welches mit allen Lebensfasern an Ihnen hing, war eine Deutsche.«

»Sie irren. Sie liebte mich nicht; sie war mir nicht treu. Sie verließ mich schamlos eines Buhlen wegen.«

»Das ist Lüge.«

»Das denken Sie, aber beweisen können Sie es nicht. Warum hat sie sich nicht von mir finden lassen? Ich habe sie gesucht an allen Orten, bis auf den heutigen Tag. Wo ist sie? Wo sind meine Kinder? Sie selbst hat sich mir entzogen, sich und meine Kinder. Mein ganzes Vermögen würde ich opfern, um nur meine Kinder zu sehen. Wo sind sie, wo?«

»Halten Sie Ihr Weib wirklich dessen fähig, sie, die Sie einst nicht anders nannten als ›mon doux et aimé becque-fleur?«

Da fuhr Deephill von seinem Sitz auf und fragte:

»Herr, woher wissen Sie das?«

»Warten Sie einen Augenblick.«

Er holte den von Schneffke gemalten Frauenkopf und gab das Blatt dem Amerikaner.

»Lesen Sie und sehen Sie«, sagte er, indem er das Licht der Laterne auf die Zeichnung fallen ließ.

Der Blick des Amerikaners fiel auch darauf. Seine Hände begannen zu zittern; ein tiefer, tiefer Atemzug hob seine Brust.

»Amély, Amély«, sagte er dann. »Ja, es ist Amély, mein Kolibri. O Gott, o Gott!«

Er ließ das Blatt aus den Händen fallen und brach beinahe zusammen. Er vermochte nicht, ein gewaltiges, plötzlich hervorbrechendes Schluchzen zu unterdrücken.

Müller verhielt sich ruhig. Endlich raffte Deephill das Blatt wieder auf und fragte:

»Lebt sie noch?«



»Ja, es ist Amély, mein Kolibri. O Gott, o Gott!«, sagte Deephill.

»Nein, aber sie hat ihre Rechtfertigung hinterlassen.«

»Haben Sie sie gekannt?«

»Nein. Nur der Zufall hat mir dieses Blatt in die Hand gegeben. Das und das Weitere werden Sie dort von meinem Diener erfahren.«

»Ihr Diener? Ah! Sie selbst sind der Sohn jener Familie, von welcher Sie erzählten?«

»Ja, Sie raten richtig.«

»Und Sie sind gekommen, sich an dem Kapitän zu rächen?«

»Nein. Ich überlasse Gott die Rache; aber ich tue meine Pflicht. Werden Sie mir vielleicht dabei Hindernisse bereiten, Monsieur Gaston de Bas-Montagne?«

»Wie? Sie kennen meinen Namen?«

»Natürlich. Ich besitze nicht nur das Bild Ihrer Frau, sondern auch ... Sind Sie stark genug, es zu hören?«

»Was?«

»Ihre Kinder ...«

»Meine Kinder? Gott, o Gott! Sagen Sie, sagen Sie, leben sie noch?«

»Ja.«

»Wo, wo? Schnell, schnell!«

»Wenn Sie es wünschen, können Sie sie heute noch sehen.«

»Natürlich, natürlich wünsche ich es! Mein Gott! Meine Kinder am Leben! Ich soll sie sehen! Welch eine Seligkeit! Sagen Sie, Herr Doktor, wo befinden sie sich?«

»Hm!«, lächelte Müller. »Sie haben sie vielleicht bereits gesehen, eine der Schwestern aber ganz gewiss.«

»Wo? Wo denn?«

»Hier in der Nähe. Jedenfalls können Sie sich auf Ihre Frau Gemahlin besinnen?«

»Sehr gut, sehr gut! Sie steht noch ganz lebensvoll in meinem Gedächtnis.«

»Auch ihre Züge?«

»Ja, ja. Oh, dieses liebe, milde, zarte, freundliche Angesicht habe ich doch nicht vergessen können!«

»Nun gut! Ist Ihnen hier nicht vielleicht eine Dame begegnet, welche Ihrer verstorbenen Frau ähnlich ist?«

»Doch, o doch! Ich war ganz frappiert über die Ähnlichkeit.«

»Wer war es?«

»Fräulein Nanon. Ich wiederhole, dass ich beim Anblick dieser jungen Dame fast bestürzt war; aber ...«

»Was aber?«

»Ich erkundigte mich nach ihrem Namen. Er lautete Charbonnier. Die Ähnlichkeit musste also eine ganz zufällige sein.«

»Haben Sie sich auch nach ihren Familienverhältnissen erkundigt, Herr Deephill?«

»Ja. Sie ist eine Waise aus Schloss Malineau in der Gegend von Etain.«

»Aber Sie erfuhren doch auch, dass sie eine Schwester hat?«

»Ja. Ich bin mit dieser Schwester gefahren. Sie befand sich mit mir im Kupee.«

»Und die Züge von Fräulein Madelon sind Ihnen nicht aufgefallen? Die beiden

Schwestern sehen sich ja außerordentlich ähnlich.«

»Madelon trug im Kupee einen Schleier.«

»Aber auffallen muss Ihnen doch wenigstens jetzt, dass es zwei Schwestern gibt, welche Waisen sind, ihren Vater nicht gekannt haben und eine so große Ähnlichkeit mit Ihrer Frau besitzen!«

»Allerdings. Aber wollen Sie damit sagen, dass Nanon und Madelon meine Kinder sind?«

»Ja, sie sind es.«

»Mein Gott! Wirklich?«

»Es ist gar kein Zweifel möglich!«

»Aber wie wollen Sie das beweisen? Die bloße Ähnlichkeit ist noch kein Beweis.«

»Das ist wahr. Aber dort mein Diener wird imstande sein, Ihnen weitere Aufklärungen zu geben.«

»So kommen Sie, schnell, schnell! Wir gehen sofort nach Schloss Ortry, wo ich die Kinder treffen werde.«

Es war eine leicht zu erklärende Erregung über ihn gekommen. Er wendete sich, um schnell zu gehen; Müller aber hielt ihn zurück und sagte:

»Halt, nicht so rasch! Denken Sie wirklich daran, jetzt nach Ortry zu gehen?«

»Gewiss! Natürlich!«

»Und der alte Kapitän?«

»Was frage ich jetzt nach ihm?«

»Was Sie betrifft, so ist es freilich begreiflich, dass Sie jetzt an nichts anderes denken, als Ihre Kinder zu finden; aber ich bitte Sie dringend, auch auf mich Rücksicht zu nehmen.«

»Wieso?«

»Ich möchte ein Zusammentreffen zwischen Ihnen und dem Kapitän jetzt noch vermeiden.«

»Warum?«

»Aus naheliegenden Gründen, welche mir ganz außerordentlich wichtig sind, obgleich wir sie jetzt nicht zu erörtern brauchen. Mir ist jetzt das Allerwichtigste die Frage, wie Sie sich in bezug auf den Kapitän zu verhalten gedenken.«

»Nun, angezeigt wird er. Seine Strafe muss er erhalten. Ich lasse mich nicht zum Zweck der Beraubung von ihm einsperren.«

»Wenn ich Sie nun ersuche, von dieser Anzeige noch abzusehen?«

»Aus welchem Grund aber?«

»Ich habe Ihnen bereits eine Andeutung gegeben. Es sind in diesen unterirdischen Gewölben noch Menschen eingesperrt, welche ihre Lebensbedürfnisse nur durch den Kapitän erhalten. Wenn er arretiert wird und nichts gesteht, müssen sie elend

verkommen und verschmachten.«

»So muss man ihn zum Geständnis bringen!«

»Wodurch?«

»Durch Zwang.«

»Welchen Zwang meinen Sie? Die Zeiten der Tortur sind glücklicherweise vorüber.«

»So muss man, sobald man ihn eingesperrt hat, nach diesen Unglücklichen schleunigst suchen!«

»Meinen Sie, dass man sie finden wird, ehe sie verschmachtet, verhungert und verdurstet sind?«

»Halten Sie dieses Nachforschen für so schwer?«

»Gewiss. Bedenken Sie, dass sich jedenfalls auch mein Vater unter ihnen befindet!«

»Dann möchte ich allerdings Ihren Wunsch berücksichtigen.«

»Und noch eins, was ich Ihnen als Ehrenmann ja wohl nicht zu verheimlichen brauche: Es gibt noch gewisse andere Gründe, welche es mir wünschenswert erscheinen lassen, dass der Alte jetzt noch frei bleibt.«

»Politische?«

»Auch mit.«

»Hm! Ich verstehe und werde Sie natürlich nicht verraten. Zeige ich den Kapitän an, so müssen Sie als Zeuge dienen. Er aber soll noch nicht wissen, dass Sie sein Feind sind.«

»So ist es, Herr Deephill. Also ...?«

»Gut! Ich stehe noch von einer Anzeige ab. Aber nach Ortry muss ich dennoch, um meine Töchter zu sehen!«

»Das ist nicht notwendig. Fritz Schneeberg mag Sie zu meiner Schwester führen, welche sich wegen Ihres Verschwindens bereits in großer Besorgnis befand.«

»Wirklich?«, fragte der Amerikaner rasch.

»Ja. Ich ging zu ihr, um mich zu erkundigen, ob Sie vielleicht bei ihr gewesen seien. Ihr Erscheinen wird sie beruhigen. Dann führe ich Ihnen Ihre Töchter zu.«

»Werden sie von Ortry fortkönnen?«

»Wer will sie halten?«

»Der Alte!«

»Oh, der ahnt ja nichts. Also gehen wir! Vorher aber wollen wir dafür sorgen, dass hier keine Spur meiner Anwesenheit zu finden ist.«

»Tun Sie das! Vorher aber noch eins, mein bester Herr Doktor! Sie haben mir nicht nur die Freiheit wiedergegeben, sondern Sie haben mir sogar das Leben gerettet. Ich hätte die Sonne nie wieder gesehen. Sie können versichert sein, dass ich Ihnen das nicht vergessen werde. Ich bleibe Ihr Schuldner für die ganze Lebenszeit. Verfügen Sie über mich ganz nach Ihrem Belieben!«

Müller warf ihm einen ernsten, forschenden Blick zu und fragte dann sehr langsam und mit Nachdruck:

»Wissen Sie, was das heißt? Haben Sie auch an die Tragweite dieses Wortes

gedacht?«

»Gewiss!«

»Nun, was mich betrifft, das heißt, meine Person, so haben Sie allerdings nicht die geringste Verbindlichkeit. Ich adressiere Ihre Dankbarkeit dort an den, den ich jetzt meinen Diener nenne, und an noch einen, den Sie wohl noch kennenlernen werden. Dennoch aber sehe ich voraus, dass ich gezwungen sein werde, Sie mit Bitten zu belästigen. Berücksichtigen Sie diese, so sind nicht Sie mein Schuldner, sondern ich der Ihrige.«

»Bitten, welche mit Ihrer vermutlichen Mission in Beziehung stehen?«

»Ja.«

»Ich werde sie erfüllen.«

»Aber Sie sind Franzose!«

»Und Sie sind Deutscher. Ich hasste die Deutschen. Ich kam, um das Meinige zu ihrem Nachteil beizutragen. Aber ich denke bereits ganz anders, Herr Doktor. Betrachten Sie mich immerhin als Ihren Schuldner! Und nicht nur als das, sondern auch als Ihren Freund. Sie können versichert sein, dass ich nichts tun werde, was Ihnen bei der Erfüllung Ihrer Pflichten hinderlich sein könnte.«

»Ich danke Ihnen! Ich halte Sie für einen Ehrenmann, fühle mich aber dennoch durch Ihre Versicherung doppelt beruhigt, wie ich Ihnen aufrichtig gestehe.«

»Und noch eins, Herr Doktor. Wer ist dieser Zweite, von dem Sie vorhin sprachen?«

»Ein Maler, welcher sich jetzt in der Gegend von Thionville befindet.«

Das fiel dem Amerikaner auf. Er fragte:

»Er ist also nicht von hier?«

»Nein.«

»Wohl ein kleiner, dicker Kerl mit Kalabreserhut und goldener Brille?«

»Allerdings.«

»Ah, den kenne ich, wenn Sie nämlich diesen sogenannten Hieronymus Aurelius Schneffke meinen.«

»Den meine ich allerdings.«

»Ihm bin ich Dank schuldig?«

»Ja, sogar sehr großen, wie Sie jedenfalls recht bald erfahren werden.«

»O weh, ich bin mit ihm zusammengeraten.«

»Weshalb?«

»Einer Kleinigkeit wegen. Mein verteufeltes Temperament! Ich bin ungemein hitzig, Herr Doktor!«

»Das lässt sich bei einiger Mühe und Selbstzucht wohl ändern. Doch kommen Sie! Dieser Ort ist nicht zum Verweilen einladend. Und was wir noch zu besprechen haben, hat Zeit für später.«

Sie gingen. Im Freien gab Müller den Befehl, in der Stadt sofort nach dem Maler zu suchen und ihn zum Apotheker zu führen. Dann trennten sie sich.

2. Kapitel

Müller wendete sich der Richtung des Schlosses zu. Da er auf den gebahnten Pfaden einen Umweg gemacht hätte, so drang er in gerader Richtung mitten durch den Wald. Er war noch gar nicht weit gekommen, so blieb er stehen.

»Was war das?«, dachte er, indem er lauschte.

Es war ein eigentümlicher Ton, welcher sich jetzt wieder hören ließ, an sein Ohr gedrungen.

»Was mag das sein? Die Stimme eines Tieres? Das ist ein Brummen oder Blöken, wie ich es noch gar nicht gehört habe, so dumpf, verworren und tief!«

Er horchte weiter. Der Ton ließ sich zum dritten Mal vernehmen.

»Dieser Laut lässt sich nicht unter die Tierstimmen registrieren. Das ist keineswegs etwas Gewöhnliches. Wollen einmal sehen!«

Er ging dem Schall nach und blieb von Zeit zu Zeit stehen, um zu horchen.

»Wahrhaftig, das ist ein Mensch! Er ruft in zwei Sprachen, deutsch und französisch, wie aus der Erde heraus.«

»Holla!«, rief er laut. »Wer ist hier?«

»Vorwärts, vorwärts!«, klang es als Antwort.

»Wohin denn?«

»Zu mir!«

»Ja, wo sind Sie denn?«

»Donnerwetter! Im Loch!«

»Und wo ist das Loch?«

»Sehen Sie es denn nicht?«

»Nein.«

»Mohrenelement! Es ist tief genug. Sie müssen doch an meiner Stimme hören, wo ich stecke.«

»Jedenfalls in der Erde. Aber gerade deshalb täuscht der Schall. Rufen Sie noch einmal, aber lauter.«

»Hier, hier!«, brüllte es.

»Schön. Jetzt wird's deutlicher. Rufen Sie weiter.«

Er ging langsam, um sich nicht zu täuschen, dem Schall nach, schien sich aber doch von dem Ort, den er suchte, zu entfernen.

»Lauter!«, befahl er.

»Hier! Hier! Oder soll ich etwa singen?«

»Ja, singen Sie!«, lachte Müller.

»Schön!«, klang es ihm dumpf und hohl entgegen.

Aber dann erscholl es, wie aus einem Grab heraus, aber bei jedem Schritt, den er tat, deutlicher:

»Mein Lieb ist eine Alpnerin,
Gebürtig aus Tirol.
Sie trägt, wenn ich nicht irrig bin,
Ein schwarzes Kamisol!«

»Halt! Aufhören!«, gebot Müller. »Ich bin da!«

»Gott sei Dank«, antwortete es.

Müller stand nämlich vor einer grünen, dichtmoosigen Stelle, in deren Mitte ein kleines Loch zu sehen war. Dieses Letztere hatte kaum den Durchmesser einer halben Elle. War hier wirklich ein Mann hinabgestürzt? In diesem Fall musste die eigentliche Öffnung weiter sein und wurde von dem elastischen Moos trügerisch versteckt. Darum ging er nicht weiter, sondern er blieb in vorsichtiger Entfernung vor dem Loch halten.

»Sind Sie hier hinab?«, fragte er.

»Ja.«

»Das ist doch kaum möglich.«

»Warum denn nicht?«

»Ihrer Stimme nach sind Sie kein Kind, und für einen Mann ist das Loch zu klein.«

»Nein, ein Kind bin ich nicht, und dick genug bin ich auch für zwei Männer. Aber dennoch bin ich hier herab.«

»Gestürzt?«

»Gestiegen nicht, Sie Esel!«

»Aha! Ist es tief?«

»Freilich.«

»Wie tief denn?«

»Na, ich kann mich täuschen. Hier unten ist es finster, und wenn ich emporblicke, sehe ich des Mooses halber auch nur einen halbdustern Fleck. Dreimal Mannestiefe wird es wohl betragen.«

»Sind Sie aus Versehen hinab?«

»Aus was sonst? Etwa aus Übermut, um das Genick zu brechen, he?«

»Nein«, antwortete Müller, welchem die kräftige Weise des Unbekannten Spaß machte. Dieser hatte sich jedenfalls keinen Schaden getan, und so war kein Grund zu Angst und Besorgnis vorhanden.

»Oder«, rief es von unten herauf, »halten Sie mich vielleicht für einen Regenwurm, der sich in die Erde bohrt, um von den Maulwürfen gefressen zu werden? Kommen Sie herunter, so werden Sie sehen.«

»Was denn?«

»Ob ich Ähnlichkeit mit einem Wurm habe.«

»Das werde ich zu sehen bekommen, wenn Sie wieder herauf sind.«

»Schön. Aber wie komme ich hinauf?«

»Können Sie klettern?«

»Ja, wie eine Katze.«

»Nun, so ist es ja leicht.«

»Wieso denn?«

»Machen Sie es wie ein Essenkehrer: Schieben Sie sich mit Hilfe des Rückens und der Knie empor.«

»Schöner Rat. Was denken Sie denn?«

»Geht das nicht?«

»Nein. Absolut nicht.«

»Warum nicht?«

»Erstens bin ich zu schwer, und zweitens ist das Loch viel zu weit für so eine Essenkehrermanipulation.«

»Wie aber wollen Sie sonst in die Höhe kommen?«

»Holen Sie gefälligst eine Leiter.«

»Schön. Da müssen Sie aber eine tüchtige Weile warten. Eine Leiter kann ich nur auf dem Schloss bekommen.«

»Donnerwetter. Das möchte ich nicht.«

»Warum nicht?«

»Hm. Das kann ich nicht einem jeden sagen. Wer sind Sie denn eigentlich?«

»Zunächst möchte ich Sie fragen, wer Sie sind.«

»Ein Pole.«

»Ah. Was denn?«

»Maler.«

»Maler? Sapperment. Wie heißen Sie?«

»Schneffka.«

»Schneffka? Ah, das ist hochinteressant.«

»Hochinteressant? Sie dummer Kerl! Mir kommt es in dieser Mördergrube nicht sehr interessant vor.«

»Natürlich heißen Sie Hieronymus Aurelius?«

»Sapperment. Sie kennen mich?«

»Habe die Ehre.«

»Woher denn?«

»Ich bin Doktor Müller.«

»Doktor Müller? Juchhei! Das ist der Richtige. Das ist der, den ich hier ganz allein gebrauchen kann.«

»Warum?«

»Hier gibt es Geheimnisse.«

»Wirklich? Welche denn?«

»Das Loch ist nicht von ungefähr. Es ist mit Fleiß gemacht, ganz künstlich. Ein breites, tiefes Loch. Oben darauf Knüppel gelegt, darauf Erde und diese Erde mit Moos bepflanzt. Die Knüppel müssen an der Stelle, wo ich durchgebrochen bin, verfault sein. Das ganze

Ding ist so eingerichtet wie eine Grube in den indischen Dschungeln, um Tiger zu fangen.«

»Dieses Mal fing sich kein Tiger.«

»Etwa ein Rhinoceros?«

»Will es nicht in Abrede stellen.«

»Hol Sie der Teufel!«

»Schön.«

»Vorher holen Sie mich aber fein hübsch hinauf.«

»Das geht am besten mit Hilfe einer Leiter. Warum aber soll ich die nicht vom Schloss holen?«

»Wegen des alten Kapitäns.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Er darf nicht wissen, dass einer hier hereingestürzt ist.«

»Warum nicht?«

»Weil es, wie gesagt, hier Geheimnisse gibt. Ich stecke nämlich nicht in einem gewöhnlichen Loch, sondern hier ist ein Gang oder Stollen mit Türen rechts und links.«

»Sapperment! Da darf der Alte allerdings kein Wort erfahren. Drei Männer tief? Hm! Wie stellt man das an, Sie heraufzubringen? Soll ich herunterkommen, um Sie zu heben?«

»Wollen Sie sich auf diesen Kalauer etwas einbilden?«

»Gar nichts. Aber wenn Sie sich zehn Minuten gedulden wollen, so habe ich Hilfe.«

»Was für welche?«

»Es sind unweit von hier Bäume gefällt worden, junger, dreißigjähriger Wuchs. Ich hole einen Stamm.«

»Stecken Sie ihn in das Loch.«

»Ja.«

»Schön. Laufen Sie.«

Müller entfernte sich. Er war an dem Holzschlag vorübergekommen. Dort angelangt, fand er einen Stamm, welcher von den Ästen befreit und stark genug war, den dicken Maler zu tragen. Er nahm ihn auf die Achsel und trug ihn zurück.

Wieder beim Loch angekommen, untersuchte er sehr sorgfältig den Boden, um nicht selbst einzubrechen. Dann ließ er den Stamm hinabrutschen.

»Ah! Sackerment!«, schrie es unten.

»Was gibt's?«

»Tun Sie doch das Maul auf, ehe Sie mich anspießen oder zerstampfen.«

»Ich dachte, Sie merkten es ganz von selbst. Wird es gehen auf diese Weise?«

»Will's versuchen.«

Müller hörte ein Stöhnen und Pusten, dann erscholl es aus der Tiefe herauf:

»Das ist doch eine ganz verfluchte Patsche, in die ich da geraten bin.«

»Wieso?«

»Es will nicht gehen.«

»Ich denke, Sie können klettern!«

»Gewiss. Aber der Baum dreht sich immer um sich selbst herum. Ich bin doch nicht etwa hier abgerutscht, um Reitschule oder Karussell zu spielen.«



Müller ließ den Stamm in das Loch hinabrutschen.